
Tagungsbericht

Louise revisited – Der männliche Blick auf Frauen damals und heute. Tagung anlässlich des 275. Geburtstags von Louise von Anhalt-Dessau (1750–1811)

Veranstalter: Eva Labouvie / Büro für Gleichstellung und Familie, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg; Katja Kauer, Universität Tübingen

Datum, Ort: 27.11.2025 – 28.11.2025, Magdeburg

Bericht von: Stefanie Fabian, Büro für Gleichstellung und Familie, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg; Sina Speit, Fakultät für Humanwissenschaften, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Anlässlich des 275. Geburtstags von Louise von Anhalt-Dessau widmete sich die Tagung „Louise revisited – Der männliche Blick auf Frauen damals und heute“ einer kritischen Analyse des „male gaze“ als historischer und gegenwärtiger Struktur. Ausgehend von Louise von Anhalt-Dessau (1750–1811), die exemplarisch für die Marginalisierung von Frauen in patriarchalen Kontexten steht, wurden Fragen nach Macht- und Geschlechterverhältnissen, Stereotypisierungen sowie Mechanismen von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit untersucht. Der „male gaze“ diente dabei als analytisches Instrument, um Blickregime in Bildtraditionen, Literatur, Geschichtsschreibung, Erinnerungskultur und wissenschaftlicher Praxis offenzulegen. Die Tagung brachte historische und aktuelle Perspektiven in einen Dialog und machte Kontinuitäten wie Brüche geschlechterbezogener Wahrnehmungsmuster sichtbar. Im Zentrum standen thematische Schwerpunkte wie die Neubewertung Louise von Anhalt-Dessaus im höfischen und erinnerungskulturellen Kontext, die Analyse männlich geprägter Wahrnehmungs- und Deutungsstrukturen sowie Fragen nach Gender und Autorität in der Wissenschaft. Weitere Themen waren alltägliche Sichtbarkeits- und Unsichtbarkeitsregime, feministische Perspektiven auf Kanonisierung und Kritik sowie Agency und Subversion weiblicher Akteurinnen.

Zum Auftakt der Tagung zeigte EVA LABOUVIE (Magdeburg) auf, wie intensiv die historische Geschichtsschreibung über Jahrhunderte hinweg durch einen männlich geprägten „male mainstream“ und „male gaze“ bestimmt war. Überlieferte Quellen – überwiegend von Männern verfasst und selektiert – sowie die lange männlich dominierte historische Wissenschaft hätten zu einem Geschichtsbild geführt, das Frauen systematisch ausgeblendet, marginalisiert oder stereotypisiert habe. Erst seit den 1980er-Jahren, nach unterschiedlichen „turns“ in den Geistes- und Kulturwissenschaften und dem Aufkommen der Frauen- und Geschlechterforschung, habe eine grundlegende Revision dieser konventionellen Perspektiven stattgefunden. Die Referentin erläuterte anhand etlicher Beispiele aus der Geschichtsschreibung, wie die historische Genderforschung etablierte Narrative korrigieren, ergänzen oder revidieren konnte: Aus dieser historischen Perspektive treten Frauen in nahezu allen historischen Epochen als politisch, wirtschaftlich und sozial handelnde Akteurinnen hervor – von der Antike über das Mittelalter und die Frühe Neuzeit bis ins 21. Jahrhundert. Dabei reichten die Beispiele im Vortrag von der aktiven soziopolitischen Rolle griechischer und römischer Frauen, über

die politische Bedeutung mittelalterlicher Herrscherinnen oder Äbtissinnen, die Beteiligung von Frauen an Reformation, Bauernkrieg, Revolutionen und Umbrüchen wie der Französischen Revolution bis hin zur Neubewertung weiblicher Handlungsspielräume im 20. Jahrhundert. Eva Labouvie plädierte für eine Geschichtsschreibung, die angesichts eines durch den „male gaze“ über Jahrhunderte verzerrten Gesichtsbildes konsequent geschlechterreflektiert arbeiten, Quellen kritisch auf Geschlechterstereotype hin prüfen und tradierte Deutungen hinterfragen müsse, ohne zugleich in einen wertenden „female gaze“ zu verfallen. Die historische Geschlechterforschung habe das historische Wissen derart erweitert, differenziert und in vielen Bereichen völlig neu ausgerichtet, dass es angesichts der neuen Erkenntnisse kein Zurück mehr geben könne. Wichtig sei aber auch eine Popularisierung des revidierten Geschichtsverständnisses, etwa in Schulbüchern, durch Vorträge oder in den Medien.

KATJA KAUER (Tübingen) beleuchtete die Frage, wie valide es sei, das medien-theoretische Konzept des „male gaze“, der die visuellen Darstellungen von Frauen im klassischen Hollywoodkino thematisiert, für die Arbeit am historischen Material und in den Literaturwissenschaften fruchtbar zu machen. Der „male gaze“ – eine heteronormative Blickökonomie, die Frauen objektifiziert, körperlich fragmentiert und deren Darstellung nur dem männlichen Helden dient – könne möglicherweise, so Kauer's These, in einem Reflektionsmodus gebrochen werden. Mit einer holistischen Blickstruktur, die Kauer versuchsweise „female gaze“ nannte, könnten Frauen jenseits der im heteronormativen Kontext geschaffenen klischierten Rollen betrachtet und der Akt des Betrachtens als solcher reflektiert werden. Diese Vorannahmen suchte die Referentin auf die Interpretationen des Textmaterials anzuwenden, die Louise von Anhalt-Dessau in der herkömmlichen heteronormativen Struktur als Gattin, Freundin oder Landesmutter konfigurieren. Als ein zentrales Beispiel, wie der „female gaze“ den Interpretationsrahmen erweitern und neue Erzählmuster schaffen kann, betrachtete Kauer in ihrem Vortrag Louises Haltung zu den Mätressen ihres Ehemannes. Eine herkömmliche, durch den „male gaze“ bestimmte Blickrichtung habe Louises Ressentiments gegenüber den Mätressen als „Eifersucht“ bewertet, womit der Fürst für das Verhältnis der Frauen zueinander als zentral und als derjenige gesetzt werde, um den sie konkurrierten. Kauer plädierte für einen anderen Blick, der die Homosozialität Louises beachte, für die die Beziehungen zu anderen Frauen sehr bedeutsam gewesen seien, wie Louises Tagebucheintragungen zeigten. Wer Louises starke Gebundenheit an eine homosoziale Emotionskultur mit in den Blick nehme, könne ihr Selbstbild als relativ unabhängig von ihrer Beziehung zum Fürsten verstehen; ihr Verhältnis zur Mätresse ihres Mannes erscheine aus diesem Blickwinkel weniger als „Eifersucht“ denn als elitäres Standesbewusstsein. Kauer interpretierte die Herabsetzung der Mätresse durch Louise als Verteidigung ihrer eigenen „Seelenschönheit“, die ein zentraler Topos in Freundschaftsbekundungen an sie darstelle. Anhand dieses Beispiels regte die Referentin an, weitere Konzepte aus der feministischen und queeren (Literatur-)Wissenschaft zu nutzen, um neue Forschungserkenntnisse zu generieren.

JANA KITTELMANN (Dessau / Halle) spürte der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Louise von Anhalt-Dessau anhand bildlicher und archivalischer Quellen nach. Die Referentin hob hervor, dass Louise von Anhalt-Dessau eine zentrale Figur und Akteurin der Dessau-Wörlitzer Kulturlandschaft sei. Im Gegensatz zu an-

deren Frauen des 18. Jahrhunderts könne man sich in ihrem Fall auf ein breites Überlieferungsfeld begeben, in dem die Erinnerung an ihre Person nicht zwingend an Männer gebunden sei. Als geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt sei Louise von Beginn an in zahlreiche Überlieferungskontexte eingebunden gewesen, und ihre Archivwürdigkeit sei zu keinem Zeitpunkt infrage gestellt worden. So zeigten ihre Portraits, unter anderem von Angelika Kauffmann, Tischbein, van Loo oder Heinrich Olivier, dass sie von frühester Jugend an eine ikonografische Repräsentationsebene eingenommen habe. Im Gartenreich in Dessau-Wörlitz (UNESCO Weltkulturerbe) und im Luisium habe sie ebenso Spuren hinterlassen wie am Portal des Schlosses von Wörlitz, das ihr gewidmet sei. Dem männlichen Blick auf Louise ging die Referentin anhand von Quellen von Louises Vater, ihrem Sohn, ihrem Arzt Johann Georg Zimmermann, ihrem Seelsorger Johann Caspar Lavater und von Friedrich II. von Preußen nach. Kittelmann kontrastierte diese Überlieferung mit einer „weiblichen“ Perspektive auf die Person Louises, die es ebenso gegeben habe. So habe Louise zum einen selbst schon früh die Strategien des Überdauerns und einer bewussten Steuerung ihres Bildes für die Nachwelt entwickelt. Zum anderen zeigte die Referentin anhand von Gedichten und Briefen von Frauen wie Anna Louisa Karsch, Louise Lavater, Regula Orelli und anderen, dass die Idealisierung der Fürstin maßgeblich auch durch einen weiblichen Blick auf sie gekennzeichnet und geprägt sei. Sie relativierte damit zwar die These, dass die Traditionalisierung von Louises Bild ausschließlich von einem durch Männer vorgegebenen „male gaze“ herrühre, unterstellte unausgesprochen den weiblichen Betrachterinnen aber zugleich auch eine Wahrnehmung jenseits des „male gaze“.

CHRISTIAN EGER (Halle) widmete sich in seinem Vortrag dem Louisen-Mythos, der etwa von 1770 an hergestellt und verbreitet wurde und kontrastierte diesen mit der privaten literarischen Praxis der Fürstin. In einer ersten Phase der Mythenbildung habe eine Politisierung des Fürstenpaares stattgefunden. Hier seien die Narrative des „guten“ Fürstenpaares und Louise als wohlthätige „Landesmutter“ eingeführt worden, zuerst von Bernhard Basedow (1724–1790), fortgeschrieben von Johann Caspar Lavater (1741–1801). Eine zweite Phase sei mit der bis heute wirkmächtigen, 1845 von Friedrich Reil veröffentlichten Franz-Biografie gefolgt, die Eger in ihrer Botschaft als „Privatisierung“ der Fürstin kennzeichnet. Hier werde Louise eher als Mitmensch denn als Regentin dargestellt, ihre Persönlichkeit problematisiert und sie selbst als Begleiterin, nicht aber als Akteurin des Dessauer Kulturwerks charakterisiert. Als dritte Phase deklarierte der Referent eine „Pathologisierung“ Louises unter anderem in den Schriften von Wilhelm Hosäus (1827–1900). In diesen erscheine Louise als notorische Leidensfrau, während der Hinweis auf ihr politisch-gesellschaftliches Wirken seit den 1870er-Jahren vollständig entfallen sei. Schließlich sei es seit Beginn der 1960er-Jahre zur Marginalisierung Louises gekommen. In den nachfolgenden Forschungen zum Fürstentum Dessau-Wörlitz, vor allem denen des halleschen Altphilologen Erhard Hirsch, sei die zuvor schon etablierte Pathologisierung der Fürstin unreflektiert übernommen worden. Christian Eger eröffnete aufgrund der Überprüfung des Louisen-Mythos am historischen Material, ähnlich wie es für den medizinischen Teil schon Wilfried Heinicke seit 1994 getan und die Louise attestierte „Hysterie“ zurückgewiesen hatte, unter anderem auf Grundlage von Louises Lektürenotizen ein anderes Persönlichkeitsbild, als es das Klischee der passiven „Leidensfrau“

nahelegt: Sie sei im Gegenteil eigensinnig, selbstbewusst und entschlossen gewesen. Egers Relektüre jenseits des „male gaze“ kontrastierte damit erkenntnisreich die misogynen Mythenbildung zu Fürstin Louise.

KRISTIN EICHHORN (Stuttgart) referierte in der folgenden Sektion über die Romanautorin und Publizistin Marianne Ehrmann (1755–1795), die als eine der zentralen Stimmen weiblicher Aufklärung gilt. Eichhorn zeigte auf, wie Ehrmann schon zu Lebzeiten als „Ausnahmeerscheinung“ konstruiert wurde, was sich in der Rezeptions- und Forschungsgeschichte zu ihrer Person bis ins 20. und 21. Jahrhundert fortsetzte. Sie setzte dabei Ehrmanns Selbstdarstellung, ihre von ihrem Ehemann verfasste Biografie sowie die 1793 verfasste Erinnerung des Friedrich David Gräter zu einander in Beziehung. Andererseits zog sie für die jüngere Ehrmann-Rezeption einen Roman von Therese Bichsel aus dem Jahr 2006 heran, der eine fikionalisierte Lebensdarstellung der Schriftstellerin versucht. Durch die Gegenüberstellung zweier Rezeptionslinien – einer männlich dominierten aus dem späten 18. Jahrhundert und einer weiblich beziehungsweise feministisch geprägten aus dem 20. und 21. Jahrhundert – zeigte Eichhorn, dass Ehrmann in den beiden Spielarten des Narrativs immer wieder als „Ausnahmeerscheinung“ ihres Geschlechts profiliert wurde. Das Ausnahmenarrativ erweise sich dabei als funktional für Ehrmanns Etablierung auf dem Literaturmarkt, für ihre Kanonisierung sowie für ihre Relevanz in der literaturwissenschaftlichen Forschung und in ästhetischen Adaptionen. Zugleich arbeitete Eichhorn heraus, dass das Narrativ der Sonderrolle sich bei der intellektuellen Frau kaum auf ihr Werk beziehe, zumindest nicht in einem detaillierten Vergleich mit anderen Texten der Zeit. Das Schreiben im 18. Jahrhundert sei damit – sowohl zeitgenössisch als auch retrospektiv betrachtet – eine in seiner Grundannahme männliche Angelegenheit geblieben. Diese Prämisse erleichtere es, Ehrmanns Bedeutung überwiegend biografisch zu begründen und den Mann erneut als zentralen Bezugspunkt einzuführen, auch gegen Ehrmanns eigene Abgrenzungsversuche. Besonders deutlich werde dies in der postumen Rezeption: Der Witwer habe ihr intellektuelles und literarisches Werk marginalisiert, indem er ihre Ausnahmestellung in den häuslich-weiblichen Bereich verlagert habe, während die fiktionale Darstellung von 2006 erneut die liebende und auf den Mann bezogene Frau in den Vordergrund gestellt habe. Eichhorn resümierte, dass das Ausnahmenarrativ ein strukturelles und keineswegs singuläres Merkmal der Rezeption weiblichen Schreibens sei, dessen kritiklose Übernahme durchbrochen werden müsse, wolle man ein anderes Bild der „gelehrten Frau“ jenseits des „male gaze“ gewinnen.

DELPH LÜTZEN (Kiel) zeigte auf, wie stark die Bewertung weiblicher Autorschaft seit dem 18. und 19. Jahrhundert von strukturellen Abwertungsmechanismen geprägt gewesen sei, die bis in die heutige Forschung nachwirkten. Ausgehend von Goethes und Schillers Dilettantismus-Konzept wies er nach, wie Schriftstellerinnen der Weimarer Klassik – etwa Amalie von Imhoff, Charlotte von Stein oder Caroline von Wolzogen – systematisch als „Dilettantinnen“ markiert und aus dem literarischen Kanon ausgeschlossen wurden. Diese Abwertung, ursprünglich in privaten Briefen formuliert und erst im 19. Jahrhundert veröffentlicht, wirke in der Literaturgeschichtsschreibung des 20. und 21. Jahrhunderts fort und präge bis heute die Forschungsperspektiven. Anhand zahlreicher Beispiele belegte Delf Lützen, dass moderne Sekundärliteratur bis heute Goethes Abwertung weiblicher Schriftstellerei unkritisch übernehme und verstärke – teils durch explizite Etiket-

tierungen („dilettierend“, „Dilettantin“), teils durch subtile rhetorische Strategien wie Relativierungen, Offenlassen der Qualitätsfrage oder das Festhalten an vermeintlich objektiven ästhetischen Maßstäben. Die literarischen Texte der Autorinnen würden dabei selten eigenständig analysiert, sondern durch die überlieferten Werturteile Goethes und Schillers vorgeprägt. Auch neuere Biografien und Editionsprojekte fokussierten vielfach stärker auf die sie bewertenden männlichen Autoren als auf die Frauen selbst. Insgesamt machte Lützen deutlich, dass die negativen Zuschreibungen weniger aus der Qualität der Texte der Autorinnen resultierten als aus einer langen Traditionslinie männlich geprägter Kanonbildung. Bei intensiver Analyse wiesen viele der Werke – entgegen dem Dilettantismus-Vorwurf – komplexe poetologische Reflexionen und klare Bezüge zu den theoretischen Debatten ihrer Zeit auf. Dennoch bleibe ihre systematische Neubewertung bislang aus. Delf Lützen plädierte für eine kritische Sensibilisierung im Umgang mit dem Dilettantismus-Begriff und für eine konsequente Relektüre der Werke der Weimarer Autorinnen jenseits der tradierten Abwertungsmechanismen. Nur so lasse sich eine geschlechtergerechte, differenzierte Literaturgeschichte entwickeln.

FRANZISKA STAUCHE (Mittweida) stellte Teilergebnisse einer qualitativen Interviewstudie aus dem Projekt „FioKo“ vor, das Hürden und Fördermöglichkeiten für Frauen in der Wissenschaft, insbesondere in MINT-Fächern, an vier sächsischen Hochschulen untersucht. Ausgangspunkt war die historische Verankerung weiblicher Ausgrenzung aus der akademischen Welt, deren Folgen sich bis heute in Phänomenen wie der „Leaky Pipeline“, Präsenzkulturen und dem „Matilda-Effekt“ widerspiegeln. Die Interviews mit dreizehn wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen und Professor:innen an der Hochschule Mittweida hätten deutlich gezeigt, dass Vereinbarkeitskonflikte ein zentraler Faktor für eingeschränkte Sichtbarkeit und Karrierewege seien. Hätten männliche Kollegen kaum Probleme geschildert, hätten die befragten Frauen Hindernisse wie fehlende Präsenz bei abendlichen Netzwerkformaten, ständige Verfügbarkeitserwartungen und die Dominanz informeller Männernetzwerke angeführt, strukturelle Bedingungen, die dazu führten, dass Frauen – insbesondere Mütter – häufiger aus dem Sichtfeld akademischer Anerkennung gerieten. Zusätzlich, so Stauche, seien sowohl subtile als auch direkte Formen der Diskriminierung erwähnt worden, etwa in Berufungsverfahren oder im alltäglichen fakultären Umgang. Die Referentin betonte die Rolle wissenschaftlicher Fachkulturen und zentraler Akteur:innen wie Professor:innen: Sichtbarkeit werde durch Sprache, Anerkennungspraxen, Webseitenrepräsentation und alltägliche Organisationskulturen geprägt. Maßnahmen wie die Terminierung von Meetings innerhalb der Kernarbeitszeit, flexible Modelle für Führungspositionen, institutionalisierte Kinderbetreuung auf Tagungen sowie eine stärkere Sensibilisierung für unterschiedliche Lebenssituationen könnten zum Abbau struktureller Benachteiligungen beitragen. Das Konzept der „Sichtbarkeit“ habe sich als brauchbar erwiesen, um aufzuzeigen, wie dringlich Wissenschaftskulturen grundlegend modernisiert und gegendert werden müssten, um Frauen gleichberechtigte Anerkennung und Karriereentwicklung zu ermöglichen.

In der Abschlussdiskussion wurde kritisch reflektiert, wie nachhaltig und ungebrochen historische Frauen und ihr Handeln weiterhin – auch in aktuellen Forschungsbeiträgen – aus einem implizit männlich geprägten Blick heraus wahrgenommen und interpretiert werden. Anknüpfend an die vorausgegangenen Beiträge diskutierten die Teilnehmer:innen in einer Zusammenschau der Impulse aus den

unterschiedlichen Disziplinen, wie sich stereotype Wahrnehmungs- und Deutungsmuster ausbildeten und wie sie sich methodisch überwinden lassen. Jenseits der historischen Hermeneutik als quellenkritischem Basisinstrument wurde auf den etablierten, aber noch immer zu wenig berücksichtigten theoretisch-methodischen Werkzeugkasten der historischen Geschlechterforschung verwiesen, der nicht nur neue Quellengruppen erschlossen habe und zu erschließen helfe, sondern eine differenzierte und reflektierte Analyse historischer Quellen ermögliche. Die Diskussion mündete in einen expliziten Appell, diese und weitere Ansätze aus den Nachbarwissenschaften, wie Konzepte des „female gaze“ oder der Homosozialität, konsequent in Forschung und Lehre zu berücksichtigen. Auch wurde für eine Auflösung männlich dominierter Kanonisierung vor allem im literaturwissenschaftlichen Kontext geworben. Darüber hinaus unterstrichen die Teilnehmenden in ihren Diskussionsbeiträgen die Erweiterung gesellschaftlicher Adressatenkreise für Themen der kritischen Geschlechtergeschichte als einen wesentlichen Beitrag zur Demokratiebildung.

Konferenzübersicht:

Sektion 1: Der „male gaze“ und seine Folgen: Neue Perspektiven der Revision und Dekonstruktion

Moderation: Mareike Fingerhut-Säck (Magdeburg)

Eva Labouvie (Magdeburg): Nichts war, wie es scheint. Dekonstruktionen des ‚male mainstreams‘ in der Geschichtswissenschaft und die Veränderung des Geschichtsbildes

Katja Kauer (Tübingen): Leib und Liebe: Der ‚male gaze‘ auf Louise von Anhalt-Dessau und auf Frauenfiguren des 18. Jahrhunderts als Erkenntnismittel und Verblendungsstruktur

Sektion 2: Louise von Anhalt-Dessau zwischen Ausblendung, „male gaze“ und neuer Verortung

Moderation: Ute Pott (Halberstadt)

Jana Kittelmann (Dessau-Wörlitz / Halle): Spuren/Fährten. Zur (Un)Sichtbarkeit von Luise von Anhalt-Dessau

Christian Eger (Halle): Mythos und Material – Das Persönlichkeitsbild der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau im Spiegel der Historiografie und ihrer privaten literarischen Praxis

Sektion 3: Fallstudien zu alten Sichtweisen und neuen Perspektiven

Moderation: Sina Speit (Magdeburg) / Stefanie Fabian (Magdeburg)

Kristin Eichhorn (Stuttgart): ‚Gelehrte Frauenzimmer‘ im 18. Jahrhundert als ‚Ausnahmeerscheinung‘. Zur Rezeption der Schriftstellerin und Publizistin Marianne Ehrmann (1755–1795)

Susanne Schötz (Dresden): ‚... das hinderte aber die Berichterstatter reactionärer Zeitungen nicht ... zu berichten, daß ich mit einer rothen Fahne eine Freischaar angeführt‘ – Sexistische und antifeministische Gerüchte in der Revolution von 1848/49 (entfallen)

Delf Lützen (Kiel): Autorinnen, Dilettantinnen? Abwertung weiblicher Autorschaft von Goethe bis heute

Franziska Stauche (Mittweida): Sichtbarkeits- und Unsichtbarkeitspraxen in der Wissenschaft: Der tägliche Kampf weiblicher Anerkennung

Abschlussdiskussion und Ausklang

Moderation Eva Labouvie (Magdeburg) / Katja Kauer (Tübingen)

Zitation

Stefanie Fabian / Sina Speit, Tagungsbericht: *Louise revisited*, in: H-Soz-Kult, 20.02.2026, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-160524>